

Wenn ein Kind bei uns die drei Jahre Sekundarschule abgeschlossen hat, versammelt sich die ganze Familie zu Hause ums Radio, denn im Radio werden die Namen derer verlesen, die zum Gymnasium zugelassen werden. Weil außer den Lehrern niemand ein Radio besaß, kamen die Leute zu uns. Ich erinnere mich nicht mehr genau an den Tag, aber es war vor dem Abendessen, dass weiß ich noch.

Dieses Bild ... Wir saßen allesamt um das Radio herum, über eine Stunde lang, weil hunderte von Namen einzeln verlesen wurden. Erst wird der Name der Schule genannt, dann die Namen der Schüler, die einen Platz bekommen haben. Wir hören zu und hören zu, und mein Name wird nirgends genannt. Es war totenstill, alle hielten den Atem an, nicht ein Name wäre uns entgangen. Nach Notre-Dame de Cîteaux wurden noch andere Schulen genannt, mein Name nicht. Trotzdem hatte ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, mein Name kommt schon noch irgendwann, dachte ich, aber ... (Murmeln) Dann war ich doch enttäuscht, schrecklich enttäuscht ... Ich brach in Tränen aus, und weil wir noch nicht zu Abend gegessen hatten, sagte meine Mutter: »Wein doch nicht, Kind, wir lassen dich schon nicht verhungern.« (Ihr Lachen steigert sich.) »Essen ist mir egal!«, hab ich ihr geantwortet. Bittere Tränen hab ich vergossen. Erst dachten wir, es wäre ein Fehler passiert, und weil dieselben Listen auch am nächsten Tag verlesen wurden, scharten wir uns wieder ums Radio. Doch noch immer war mein Name nicht dabei. Um endgültige Gewissheit zu bekommen, gingen wir in die Schulen, weil die Listen dort ausgehängt werden, nachdem sie im Radio verlesen wurden. Und da wurde uns klar: Ich war nicht als Einzige ausgeschlossen worden. Fast allen Tutsikindern hatte man die Zulassung zum humanistischen Gymnasium verweigert. Das war 1972, also schon die Vorbereitung für 1973, das Jahr, in dem die Regierung offiziell den Ausschluss der Tutsi aus dem Bildungssystem und dem öffentlichen Dienst erklärte. Als das Schuljahr

1972 anfang, war es für mich besonders schlimm mit anzusehen, dass alle anderen Kinder wieder zur Schule gehen, nur ich nicht ... ich nicht. Alle, deine Nachbarn, deine Klassenkameraden wissen, dass Kinder ausgeschlossen worden sind, aber keiner sagt ein Wort. Meine Hutunachbarn kamen ins Internat, und ich wüsste nicht zu sagen, ob sie mich bedauerten, ob sie fanden, dass wir ungerecht behandelt wurden. Jedenfalls hab ich nicht einen Einzigen gesehen, der protestiert hätte. Es war wirklich zum Weinen.

Ich weinte überhaupt jeden Tag, weil ich zu Hause bleiben musste, keine Schule hatte, keine Zulassung. Tagsüber hütete ich Kühe und war beschäftigt, es machte mir schon Spaß, doch, aber eben nur in den Ferien ... Ich hatte nicht vor, mein Leben als Kuhhirtin zu fristen! Auch für meine Eltern war es nicht leicht, mich weinen zu sehen und mir nicht helfen zu können. Nach einiger Zeit fand ich schließlich einen Ausbildungsplatz in der Schneiderwerkstatt unserer Kirche in Remera, unter der Leitung von Mademoiselle Olga, einer Schweizer Missionarin. Ihre wohlhabende Kundschaft war weiß und sprach Französisch, die Schneiderinnen aber sprachen nur Kinyarwanda: also brauchte Mademoiselle eine Dolmetscherin. Ich sprach schon sehr gut Französisch, nach drei Jahren Sekundarschule: Mademoiselle Olga hat mich eingestellt, und so lernte ich zusätzlich zum Dolmetschen auch Nähen. Mein großes Problem dabei war, dass ich jeden Tag auf dem Weg zur Werkstatt an meiner alten Schule vorbeikam; da sah ich sie an ihren Schultischen sitzen, die Hutu, die weiter ler-

nen durften, und ich ... Manchmal wollten frühere Mitschülerinnen mich grüßen, aber ich lief davon, floh vor ihnen, mit Tränen in den Augen; wenn ich an solchen Abenden heimkam, weinte ich noch mehr.

Und dann »das« Wunder. Ein Freund meines Vaters ging zum Bildungsminister, der aus derselben Region stammte wie wir. Der Minister war Hutu, aber nicht alle Hutu waren für die Diskriminierungen – er am allerwenigsten. Weil sie aber offizielle Staatspolitik waren, konnte er nichts tun, außer den Leuten einen Weg durch die Hintertür zu öffnen. Verärgert darüber, dass die Tochter des bekannten und allseits beliebten alten Lehrers abgelehnt worden war, schrieb er eigenhändig ein paar Zeilen auf ein Notizblatt und ordnete an, ich sei auf Notre-Dame de Cîteaux aufzunehmen.

Diese Entscheidung hatte ich seinem tiefen Respekt für meinen Vater zu verdanken, der viele junge Menschen unterrichtet hat, aus denen später bedeutende Leute wurden. Eines schönen Tages kam Violette, eine Cousine von mir und Lehrerin an meiner Schule, in die Schneiderei, unterbrach mich bei der Arbeit und hielt mir die vom Minister persönlich überbrachte Note vor die Nase. »Hiernit genehmige ich, der unterzeichnende Harelimana Gaspard, Bildungsminister, Esther Mujawayo den Besuch der vierten Klasse des Gymnasiums Notre-Dame de Cîteaux.« Sie war von ihm unterzeichnet und mit Stempel versehen, ohne den ich nichts erreicht hätte. Violette wusste, die Nachricht würde mir die größte Freude meines Lebens bereiten. Sie nimmt mich beiseite, erzählt mir die Neuigkeit,

und weil ich ihr nicht glauben will, zeigt sie mir die kostbare Note ... O, meine Begeisterung hättest du sehen sollen, ich spüre sie noch heute! ... Ich fing an zu tanzen und tanzte und tanzte und ... Es gibt Tage, da siehst du Wunder geschehen, und das war eins! Keine Tränen mehr, endlich würde ich nicht mehr jeden Tag weinen und konnte noch dazu genau auf die Schule gehen, die ich mir gewünscht hatte! Meine Stelle in der Werkstatt gab ich sofort auf. Alle freuten sich für mich, so wie alle mit mir gelitten hatten, als ich ausgeschlossen worden war. Ich ging mit Violette sofort Sachen fürs Internat kaufen – einen Eimer, Bettlaken, Decken ... Und um den Anlass gebührend zu würdigen, kaufte sie mir unterwegs ein Paar geschlossene weiße Schuhe. Sonntagsschuhe.

Gleich am nächsten Tag war ich im Internat. Ich hatte viel Unterricht versäumt, immerhin war schon Dezember. Drei Monate aufholen. In den Pausen erkennt man alle Tutsi auf den ersten Blick: Statt an die frische Luft zu gehen, arbeiten sie weiter, um Stoff nachzuholen. Wir borgen uns die Hefte von unseren Mitschülern und verbringen jede freie Minute damit, die versäumten Lektionen abzuschreiben. So habe ich auch die erkannt, denen es ergangen war wie mir. Consolata und Jeanine, mit denen ich die Sekundarschule in Remera besucht hatte, und Colette, Dativa und Maria. Wir Freundinnen blieben zusammen bis zum Ende unserer Schulzeit, nur Jeanine blieb nicht bei uns, sondern ging im März 1973 nach Burundi ins Exil, und ich sah sie erst nach dem Genozid wieder. Wir machen also monatelang keine Pause, wir laufen unserer verlore-

nen Zeit hinterher. In jenem Halbjahr 1973 habe ich so viel geschuftet, dass ich Klassensechste wurde. Aber ich bin so froh, dass ich wieder zur Schule gehen kann und einfach nur um gute Noten bemüht, dass mir gar nicht auffällt, wie spürbar die Spannung ist, die im Lande herrscht. Mir wird nicht bewusst, dass sich »das« zusammenbraut und auch losbrechen wird. Erst musste sich ein weiteres Drama ereignen, um mir auf die Sprünge zu helfen: Ich werde wieder von der Schule verwiesen, trotz und nach meiner erfolgreichen Prüfung am Ende des Halbjahrs. Ganze drei Monate! Ich war also nur drei Monate auf dieser Schule! Erst will ich es nicht glauben. Ich rede mir ein, die Entscheidung ist nur vorübergehend, sie haben uns zwar rausgeworfen, nehmen uns aber bestimmt wieder auf ... Diesmal aber ist die Diskriminierung gegen uns offiziell; und von meinem Internat aus, das wusste ich damals noch nicht, wird eine landesweite Anti-Tutsi-Kampagne ausgehen: An allen Schultoren hängen Listen aus mit den Namen der Tutsi, die aufgefordert werden, die Schule zu verlassen. In der Stadt verweigert man ihnen sogar den Zutritt zu manchen Bars. Die Tutsi werden aller Vergehen beschuldigt: »Sie« ziehen alle Gunst der Lehrer auf sich, »sie« hetzen die Hutupolitiker gegeneinander auf, und sowieso wird jeder von »ihnen«, der in Ruanda lebt, sprich jeder Tutsi »innen«, in Verbindung gebracht mit einem Tutsi »außen«, also mit einem Tutsi, der als Feind und Komplize im Exil lebt ...